

Literatur und Sachbuch

Von Soldaten und Warlords

Konflikte und der Wille zur Kooperation prägten diese Nachbarschaft:
Sören Urbansky zeichnet die Geschichte der chinesisch-russischen Grenze nach.



Über Geschmack lässt sich nicht streiten:
In der chinesischen Grenzstadt Manzhouli wird das russische Erbe heute
in einem kitschigen Themenpark präsentiert.
Foto Picture Alliance

Am 15. März 1969 starb der Grenzsoldat Sergej Gladyschew am chinesisch-sowjetischen Grenzfluss Ussuri im Alter von achtzehn Jahren den Heldentod. Postum erhielt er eine Medaille „für den Mut“. In einer Schule der Provinzhauptstadt Tschita wurde eine Büste für ihn aufgestellt. Die lokale Presse feierte Gladyschew als Märtyrer, der „die heiligen und unantastbaren Grenzen der Sowjetunion“ mit seinem Leben verteidigt habe.

Die politische Wahrheit hinter diesen pathetischen Worten der Staatspropaganda ist allerdings ernüchternd. Im Zuge der Verschlechterung der chinesisch-sowjetischen Beziehungen war es zu einem Schusswechsel auf der Flussinsel Damanskij (chinesisch: Zhenbao) gekommen. Die Grenze verlief bereits seit einem Staatsvertrag von 1860 im Fluss Ussuri. Die Staatszugehörigkeit der 1,7 Kilometer langen und 500 Meter breiten Insel war jedoch umstritten. Gladyschew und 57 weitere Grenzwächter starben auf der sowjetischen Seite; auf der chinesischen Seite gab es keine offiziellen Angaben, man geht von 100 bis 300 Todesopfern aus. Alle diese Menschen ließen ihr Leben für eine kleine Flussinsel, um die sich zwei Riesenreiche stritten.

Der Bochumer Historiker Sören Urbansky untersucht in seiner sorgfältig recherchierten Studie „Stoppengras und Stacheldraht“ die wechselreiche Geschichte der chinesisch-russischen Grenze. Der Zwischenfall am Ussuri markiert den Tiefpunkt einer Nachbarschaft, die von Konflikt und Kooperation geprägt war. Zu einem ersten offiziellen Kontakt zwischen China und dem Zarenreich kam es im siebzehnten Jahrhundert, als russische Kosaken Sibirien eroberten und sich dabei mit chinesischen Gebietsansprüchen auseinandersetzen mussten. Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen ermöglichte den russisch-chinesischen Karawanenhandel, der aber wegen Überfällen durch mongolische Banditen und Wettergefahren ein schwieriges Unterfangen blieb.

1898 konnte das Zarenreich Port Arthur am Gelben Meer von China pachten. Durch den Bau der Ostchinesischen Eisenbahn wurde dieser Hafen erschlossen, und auch die Erreichbarkeit von Wladiwostok wurde durch die „mandschurische Abkürzung“ entscheidend verbessert. Urbansky zeigt überzeugend auf, wie die Eisenbahn die Lebenswelten im Grenzgebiet während des ganzen zwanzigsten Jahrhunderts strukturierte. Er konzentriert sich in seiner Analyse auf die Grenzstadt Manzhouli, die 1908 als Verwaltungszentrum gegründet wurde und lange Zeit sowohl von Russen als auch Chinesen bewohnt war.

Die Beschleunigung des Handels durch die Schiene führte auf beiden Seiten der Grenze zu Begehrlichkeiten. Sowohl China als auch Russland erhoben Zölle auf den Warenverkehr. Allerdings zeigte sich bald, dass die Grenze schwierig zu kontrollieren war. Vor allem Alkohol, Gold und Opium erwiesen sich als lukrative Schmuggelwaren. Dabei wandten die Händler abenteuerliche Tricks an: So wurden Spirituosen in doppelwandigen Koffern transportiert, unter den Kohlen versteckt oder aus dem im Schrittempo fahrenden Zug übergeben.

Die Grenze war nicht nur für Schmuggelwaren durchlässig, sondern auch für Bakterien. 1910 brach in Manzhouli die Lungenpest aus, die sich über das Eisenbahnnetz in alle Richtungen verbreitete. Die russischen Behörden verhängten eine Quarantäne, in China organisierte man Pestlager, allerdings flohen die meisten Infektionsverdächtigen vor der Internierung.

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts veränderten sich die Machtverhältnisse sowohl in China als auch in Russland grundlegend. In beiden Reichen endeten Dynastien, die 300 Jahre an der Macht gewesen waren. In Peking wurde 1912 der letzte Qing-Kaiser gestürzt, in St. Petersburg musste der Romanow-Zar 1917 abdanken. Die neuen Regimes hatten alle Hände voll zu tun, ihre Herrschaft in den Machtzentren zu sichern. Im abgelegenen Grenzgebiet zwischen China und Russland entstanden erhebliche Handlungsfreiräume.

Auf russischer Seite nahmen für kurze Zeit zarentreue Kosaken das Heft in die Hand, auch der berühmte „weiße Baron“ von Ungern-Sternberg versuchte sein Glück als Warlord.

Bald eroberte die Rote Armee aber auch Ostsibirien. Die Kosaken zogen sich auf chinesisches Gebiet zurück und überfielen von dort aus das sowjetische Grenzland. Die Rotarmisten unternahmen im Gegenzug brutale Strafexpeditionen gegen die „Weißen“. Im Jahr 1929 ertränkten die sowjetischen Soldaten im Dorf Damysowo Männer, Frauen und Kinder. Im Dorf Tynycha wurden alle männlichen Bewohner über zwölf Jahre erschossen. In der Mandschurei konnte sich der ehemalige mongolische Bandit und Söldner Zhang Zuolin als Machthaber durchsetzen. Er starb 1928 bei einem Bombenattentat.

1932 eroberte die japanische Armee die Mandschurei und errichtete einen Marionettenstaat, der bis 1945 Bestand hatte. Beide Seiten gerieten in blutigen Gefechten aneinander und befestigten deshalb ihre Außenposten immer stärker. Die Sowjetunion gab die Parole aus, die Grenze sei „unter Verschluss“ zu halten. Allerdings blieb die Grenzregion multikulturell geprägt. Ein deutscher Reisender beobachtete 1935 japanische Offiziere, die in einem russischen Restaurant

Sören Urbansky:
„Stoppengras und Stacheldraht“. Eine Geschichte der chinesisch-russischen Grenze.
Hamburger Edition, Hamburg 2023.
440 S., Abb., geb., 40,- €.

auf Chinesisch Speck und Eier bestellten und dazu einen Strauß-Walzer hörten.

Am Ende des Zweiten Weltkriegs kam Stalin seinen Verpflichtungen aus der Konferenz von Jalta nach. Die Rote Armee vertrieb die Japaner aus der Mandschurei und gab das Territorium an China zurück. 1949 siegte Mao im chinesischen Bürgerkrieg und etablierte seine Macht auch in der Mandschurei. Damit begann ein kurzer Honigmond zwischen Moskau und Peking. 1950 unterzeichneten Stalin und Mao in Moskau einen Freundschaftsvertrag. In der Grenzstadt Manzhouli wurde ein Freundschaftspalast des chinesischen und sowjetischen Volks eröffnet.

Bald zeigten sich allerdings in der mit blumigen Worten beschworenen Verbindung tiefe Risse. Nach Stalins Tod trat Mao mit neuem Selbstbewusstsein auf und bekräftigte seinen Führungsanspruch im sozialistischen Lager. 1966 brach er die Beziehungen zwischen den beiden kommunistischen Parteien ab. Zwei Jahre später zerstörte ein von der Propaganda angestachelter chinesischer Mob den Freundschaftspalast in Manzhouli.

Der Schusswechsel am Ussuri muss in diesem größeren Zusammenhang verstanden werden. Eine Eskalation des Kriegs erschien wahrscheinlich. Beide Seiten verstärkten ihre Grenzbefestigungen. Gleichzeitig entleerte sich die ohnehin dünn besiedelte Grenzregion. Sowjetische Versuche, die Bevölkerung durch finanzielle Anreize zu halten, scheiterten – der Volksmund nannte diese Sonderzahlungen „Sargzulage“.

Erst in den Achtzigerjahren setzte zwischen China und der Sowjetunion wieder ein Tauwetter ein. Die Tradition inszenierter Völkerfreundschaft wurde wieder aufgenommen. Nach 1991 entwickelte sich ein schwunghafter Grenzhandel mit billigen chinesischen Waren. Bald steigerte sich der Konsumrausch zu einer Plünderungsorgie: Ganze Bahnwaggons wurden ausgeraubt. Nur mit Mühe gelang es den russischen Behörden, wieder Ordnung herzustellen.

Heute könnte der Kontrast an der Grenze nicht größer sein: Auf der chinesischen Seite hat sich eine Skyline entwickelt. Das russische Erbe präsentiert man in einem kitschigen Themenpark, in dem es überdimensionierte Matroschkapuppen, Fabergé-Eier und Zwiebeltürme gibt. Auf der russischen Seite dümmert eine kleine Siedlung in postsowjetischer Tristesse dahin.

ULRICH SCHMID

Paläokosmonautisches in Italien

Wu Ming verbindet im Roman „Ufo 78“ die Moro-Entführung mit Ufo-Sichtungen zu einer grandiosen Realitätsaufnahme

Ob das Ungeheuer von Loch Ness gerade zu sehen ist? Ärger und Stress kennt es ja angeblich gar nicht, und bei Gefahr, da taucht es unter. Ufo-Sichtungen müsste es dagegen aktuell Unmengen geben. Zumindest in Italien. Zumindest wenn sich vielleicht nicht die Geschichte, wohl aber die Reaktion auf ihre beunruhigenden Verdichtungen wiederholt. Zumindest wenn man dem italienischen Autorenkollektiv Wu Ming glauben darf, das in seinem jüngsten Roman „Ufo 78“ auf die bleiernen Siebziger des letzten Jahrhunderts eingeht. „Und der Himmel hatte seine Schleusen geöffnet! Zu einer Zeit, an die man sich vor allem im Zusammenhang mit jugendlicher Aufgebrachtheit, Studentenrevolten, bis hin zu politischen Morden erinnert, waren in ganz Italien Clubs und Vereine entstanden, die sich mit fliegenden Untertassen beschäftigten.“

Ufologie als Stressbewältigung. So soll denn auch ein Ufo-78-Kongress zu all diesen Flugobjekten stattfinden, dessen Eröffnung aber mit der Entführung Aldo Moros ins Wasser fällt: Ganz Italien ist



Wu Ming: „Ufo 78“. Roman.
Aus dem Italienischen von Klaus-Peter Arnold.
Assoziation A, Berlin 2023.
448 S., geb., 28,- €.

rungsfälle würden schlicht gegeneinander geschnitten: hier der große Aufwand für den Staatsmann, dort die Nichtbeachtung für das schlichte Fußvolk. Gleichzeitig ist auch klar: Beide Fälle werden verknüpft – und darüber geht es weit hinein in die jüngste Vergangenheit, den italienischen Faschismus und den Kolo-

onialismus, von dort wieder zurück in die Gegenwart des Romans, zur Wegscheide des Jahres 1978 mit den Erfolgen für die feministische Bewegung, mit den Auseinandersetzungen zwischen extremen linken und rechten Gruppen. Und ein Letztes: Wer die Werke von Wu Ming kennt, weiß, dass sie verschiedene historische Epochen plastisch und detailreich einzufangen wissen – und damit die Gegenwart entlarven. Unbestreitbar fein observieren kann dieses Kollektiv.

Der literarisch raffinierteste Kniff ist die Gestalt der Milena Cravero, einer Kulturanthropologin und feministischen Linken, die jene amateurhaften und wissenschaftlichen Ufologen erforscht. Sie ist eine der wenigen Frauen, die sich für Science-Fiction interessiert, dabei aber einen gewissen Abstand zur männerdominierten Szene wahr. So können die einzelnen Ufologen durch den Kakao gezogen, manchmal auch vorgeführt werden, beispielsweise wenn es heißt, eine Zivilisation im All könne „nur eine kommunistische sein“, der Kontakt zu Außerirdischen folglich „revolutionärer

Interplanetarismus“. Einmal mehr besticht Wu Ming durch zwei Qualitäten: Die Autoren sind undogmatisch und humorvoll – belesen und denkfreudig sind sie obendrein, aber das ist vielleicht die Voraussetzung für besagte hervorragende Merkmale.

Als Gegenfigur zu Milena ist Martin Zanka konzipiert, ein Ex-Partisan und aktueller Bestseller-Autor von Werken zur Prästronautik, gescheiterter Ehemann und Vater eines Ex-Junkies, der gerade erfolgreich in einer Hippiekommune unter Leitung der „Matriarchin für Blumenkinder“ einen Entzug hinter sich gebracht hat. Durch ihre jeweiligen Forschungen stoßen Martin und Milena auf die Entführungsgeschichte aus dem Jahr 1976. Zum Entsetzen seines Verlegers will Martin dann ein Buch schreiben, das nicht „im wirklichen Leben beginnen und dann abheben und auf intergalaktische Reisen gehen“, sondern einer neuen Erkenntnis Tribut zollen soll: „Die wirklich beunruhigenden Ufos bewegen sich auf der Erde, die wahren Mysterien stecken in Alltagsnachrichten.“

In der geschilderten Atmosphäre aus Angst, Panik und Verunsicherung, in der, auch von Steven Spielbergs „Unheimliche Begegnung der dritten Art“ befeuert, Ufologie zum reinen Eskapismus mutiert, kommt es bei Martin zu einer Rückbesinnung auf Fakten – bei Milena war das nicht nötig, sie hat ihr Forschungsobjekt stets souverän gehandhabt –, und damit erhält der alte Entführungsfall zwar keine eindeutige, aber doch eine nachvollziehbare Erklärung. Das Ende Moros ist bekannt: Er wird knapp zwei Monate nach seiner Entführung tot in einem roten Renault aufgefunden, wie er auf dem etwas weniger knalligen Originalcover über einen Gebirgszug dahinschwebt.

Die Autoren hinter dem Kollektivnamen Wu Ming haben noch nie Berührungängste gezeigt, sie zitieren Plinius den Älteren ebenso wie Indie-Musik, sie betrachten Altbekanntes mit frischem Blick – so wundern sich die italienischen Zuschauer im Roman, Zanka auf der großen Leinwand zu sehen: Sie verwechseln ihn mit François Truffaut in der

Rolle des Claude Lacombe –, sie montieren mit leichter Hand verschiedene Textsorten wie Auszüge aus Milenas Arbeit und Zeitungsartikel. Sie plädieren für tatsachenbasiertes Denken, indem sie selbst ein Verwirrspiel um Fakten und Fiktion anfangen.

Wie im Roman „Armee der Schlafwandler“, der um Ereignisse zur Zeit der Französischen Revolution kreist und dabei die Verführung der Massen aufspielt, erzählt Wu Ming Geschichte auch hier anhand eines Randphänomens, nämlich der Ufologie. Einmal mehr hat das Kollektiv solide recherchiert, vor allem aber seinen Stoff brillant in Literatur verwandelt. Damit empfiehlt es sich nachdrücklich als eine der interessantesten literarischen Stimmen aus Italien. Dem kleinen Verlag Assoziation A ist zu danken, dass er dieses originelle Kollektiv herausbringt, Klaus-Peter Arnold hat auch diesmal für die überzeugende deutsche Fassung gesorgt.

Und das Ungeheuer von Loch Ness? Es sollte auftauchen, frische Lektüre wartet.

CHRISTIANE PÖHLMANN